

*Cornelia Panzacchi*

# *Hundesonne*



Igel Verlag *Literatur*

Bibliographische Information der Deutschen Bibliothek:

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in *Der Deutschen Nationalbibliografie*; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Umschlaggestaltung unter Verwendung eines Fotos von Livio De Maria,  
© Livio De Maria, [www.photocase.com](http://www.photocase.com)

Cornelia Panzacchi:  
**Hundesonne**

1. Auflage 2008  
ISBN 978-3-86815-640-9

© Igel Verlag GmbH, Hamburg, 2013 ([www.igelverlag.com](http://www.igelverlag.com))  
Alle Rechte vorbehalten

Er war ein älterer Mann und seine Schuhe und sein Kamelhaarmantel wirkten gepflegt und sauber, wie gekauft und nicht wie geschenkt bekommen oder zugeteilt, und deswegen hatte ich, als ich ihn auf dem Bürgersteig liegen sah, nicht an Alkohol oder an Drogen gedacht, sondern an ein Kreislaufproblem. Als ich ihm aufhelfen wollte, merkte ich, dass er auf einer gefrorenen Pfütze lag. Die anderen Passanten hatten einen Bogen um ihn gemacht, so als fürchteten sie sich, ebenfalls hilflos auszurutschen, oder aber angefallen zu werden von einem Mann, der nur tat, als sei er ausgerutscht. Vielleicht wussten sie auch nicht, wie sie ihn ansprechen, ihm beistehen sollten, ob er fremde Hilfe dulden, begrüßen oder ablehnen würde, oder gar eine völlig andere, ihnen völlig fremde Reaktion zeigen würde. Denn er war weithin sichtbar ein Fremder: er war schwarz.

Tatsächlich zeigte er eine völlig andere Reaktion, die mir aber nicht fremd war, ganz im Gegenteil. Er suchte, sobald er sich mit meiner Hilfe wieder aufgerichtet, nachdem er sich den Mantel abgeklopft und die Metallbrille gerade gebogen hatte, nachdem ich das Päckchen, das durch den Schwung des Sturzes auf die Straße geflogen war, geholt und ihm übergeben hatte, wortlos nach seiner Brieftasche. Die Geste erinnerte mich daran, wie Europäer in Afrika den Einheimischen für Hilfeleistungen zu danken pflegen: mit Geld. Ich erschrak, begann höflich ablehnende Gesten zu machen und nach Worten zu suchen, die darauf hinweisen sollten, dass das, was ich getan hatte, selbstverständlich war; die gleichzeitig so überzeugend sein sollten, dass klar wurde, dass ich die Ablehnung nicht nur aus Höflichkeit vortäuschte, sondern unter gar keinen Umständen etwas annehmen würde. Doch er beachte-

te meine Verlegenheit ebenso wenig wie alles, was ich versuchte, um sie zu kaschieren. Er zog die Brieftasche heraus, klappte sie auf und entnahm ihr eine Visitenkarte, die er mir reichte. Da er bisher noch kein Wort gesagt hatte, nahm ich an, dass er kein Deutsch sprach. Als ich den Namen auf der Karte sah, meinte ich, daran seine Nationalität zu erkennen und stotterte einen Dank in der Sprache eines Landes, das ich oft besucht hatte und in dem es Leute gab, die so ähnlich hießen wie er.

Wenn er die Worte wiedererkannte und verstand, so zeigte er es ebenso wenig, wie er Überraschung darüber zeigte, mitten auf einem gefrorenen deutschen Gehsteig in seiner Muttersprache angesprochen zu werden; oder aber darüber, von einer Unbekannten unverständliche Wörter zu hören zu bekommen. Er nickte nur, sagte ohne mich anzusehen in flüssigem, nur durch einen leichten Akzent eingefärbtem Hochdeutsch: „Verlier sie nicht“, und ging seiner Wege, mit keineswegs unsicheren, aber doch vorsichtigen Schritten.

Es blieb den ganzen Tag über kalt und glatt auf den Straßen. Ich fiel später selbst der Länge nach hin und musste alleine aufstehen, weil die anderen Fußgänger zu sehr mit sich und der Glätte beschäftigt waren, um auf mich zu achten. Zu Hause legte ich die Karte in die Schale auf dem Schuhschrank, in die überzählige, herumstreunende Schrauben und Knöpfe kamen sowie alle Visiten- und Geschäftskarten, die ich erhielt.

El Hadj Baba Oumarou Haidara al-Afriki  
Selbstfindung - Zukunftsconsulting - Kreativisierung  
Animalition

Ich schreibe das alles eigentlich nur deshalb auf, damit ich nichts vergesse oder in meiner Erinnerung verändere, damit ich in ein paar Jahren, wenn es weit genug weg ist, vielleicht eine Geschichte daraus machen kann.

Wenn ich es jemandem erzählen müsste, wüsste ich gar nicht genau, wo ich anfangen sollte. Vielleicht mittendrin, um dann in einer Serie von Rückblenden und Vorblenden die Ereignisse zu schildern. Vom Ende aus, auf den Anfang zurückblickend; oder mehr oder weniger der Reihe nach, so, dass ich mit einer geringen, übersichtlichen Anzahl von Rückblenden oder Flashbacks auskomme. Dann würde ich die Geschichte in einer Bar, in einem Land, anfangen und in einer anderen Bar, in einem anderen Land, enden lassen. Vielleicht würde ich dabei dennoch ständig den Faden verlieren, der Eistee würde warm werden und mein Zuhörer ungeduldig, und ich würde aufhören, mich möglicherweise entschuldigen und auf jeden Fall das Thema wechseln.

Ich denke, am Einfachsten wäre es sicherlich, mit dem Mann anzufangen, der in Deutschland auf dem Gehsteig ausrutschte, obwohl da zunächst noch überhaupt kein Zusammenhang zu sein scheint zu der Geschichte von dem Mann, den ich in der Bar traf, in einer Stadt in Afrika.

Ich war von Bekannten zu der Lesung mitgenommen worden. Ich weiß nicht mehr, ob sie den Namen des Autors, der da in einer Bar aus seinen Werken vorlesen sollte, vergessen hatten, weil sie sich afrikanische Namen so schlecht merken konnten, oder ob sie ihn mir genannt, aber so falsch ausgesprochen hatten, dass ich ihn nicht wiedererkannt hatte. Möglicherweise hatten sie ihn mir auch gesagt, richtig ausgesprochen, obwohl sie erst drei Monate in diesem Land waren, zum ersten Mal, und ich habe auf der Leitung gestanden und hatte keine

Verbindung hergestellt zwischen dem Namen des Dichters und einem Namen, den ich seit Jahren nicht mehr gehört hatte. Jedenfalls erkannte ich den Mann nicht, der da vorne auf der Bühne saß, auf einem wackeligen Barhocker, und der sein Buch in den unmöglichsten Winkeln ins Licht halten musste, weil die Scheinwerfer der kleinen Bühne nicht dazu gedacht waren, Vorlesenden auf den Text zu leuchten. Ich erkannte ihn nicht am Aussehen, denn die Beleuchtung war, wie gesagt, schlecht, und er war älter geworden, und mit seinem Körper und seinem Gesicht hatten sich auch die Gesten und die Haltung auf undefinierbare, aber doch entscheidende Weise verändert. Seine Stimme war tiefer geworden, er las langsam und nachdrücklich vor, doch ohne Pathos, und das erstaunte Kieksen, das die jungen Männer in diesem Land gern einsetzen, vor allem, um sich über etwas lustig zu machen und das er früher bis zum Überdruß verwendet hatte, schien er sich endgültig abgewöhnt zu haben. An den Gedichten, die er hier vorlas, hätte ich ihn bestimmt nicht erkannt, denn sie waren gut.

Es war die Art und seine Worte, mit denen er mich, als die Lesung vorbei und das von einem europäischen Kulturzentrum gesponserte Büffet zuerst eröffnet und dann abgegessen worden war, und die Leute in Grüppchen redend und rauchend zwischen den Tischen auf der Tanzfläche herumstanden, um eine Zigarette bat. Oder nein: „bat“ war der falsche Ausdruck. Er forderte sie ein.

Ich gab sie ihm, zusammen mit der Antwort, die ich ihm früher bei solchen Gelegenheiten auch immer gegeben hatte. Er grinste und meinte: „On s'est reconnus“, wir haben uns wiedererkannt.

„Wie ging es dann weiter? Damals, nach der Zigarette?“, würde ein Zuhörer, eine ZuhörerIn sicherlich fragen, wenn ich an dieser Stelle eine Pause machen und aufs Meer hinaus schauen würde, schweigend, rauchend, teetrinkend.

Der- oder diejenige würde sich vielleicht auch eine Zigarette anzünden, einen Zug machen oder zwei, und, weil ich immer noch nichts auf die Frage gesagt habe, nachhaken: „Wie war das mit dem Mann und der Zigarette? Was hat er mit dem zu tun, der auf dem Gehsteig ausgerutscht ist? Der dir seine Karte gegeben hat?“

„Zunächst einmal nichts“, würde ich antworten. „Sie kannten sich da noch nicht. Erst später.“

„Die Zigarette?“

„Er hat sich von mir auch noch Feuer geben lassen und sie geraucht. Wir sind eine Weile in der Bar geblieben und haben uns unterhalten. Über die Stadt, die Kulturinstitute, die Kultur, über früher. Dann sind wir in ein anderes Lokal gegangen, in dem eine Band gespielt hat, und haben getanzt.“

„Und dann?“

„Dann waren auf einmal viele Leute da, die wir kannten, die ihn kannten oder mich, und die uns ständig in ihre Unterhaltungen miteinbeziehen wollten, oder mit ihm tanzen wollten oder mit mir, und so sind wir in eine andere Disco hingewechselt. Als die zugemacht hat, sind wir runter an den Strand (die Stadt liegt direkt am Meer und von den Hauptstraßen zum Meer hinunter sind es oft nur ein paar Meter), und haben der Sonne beim Aufgehen zugeschaut. Und meine letzte Zigarette geraucht. Ich hatte mir das Päckchen auf dem Weg zu meinen Freunden gekauft, vor der Lesung, und nun war nur noch eine Zigarette drin und die haben wir gemeinsam geraucht.“

„Und dann?“ Mein Zuhörer – oder vielleicht ist es eine Zuhörerin – beugt sich vor, rührt im Teeglas herum, zwinkert mir eventuell sogar zu oder guckt verschwörerisch, um mir zu signalisieren, dass er, dass sie eigentlich weiß, was jetzt als nächstes kommt, es aber trotzdem von mir hören möchte.

„Nichts dann. Er musste in die Uni, weil es Zeit für seinen Kurs war und ich bin in ein Café gegangen, habe gefrühstückt, bin dann zum Umziehen in das Zimmer, in dem ich gewohnt habe, und dann ...“

Mein Zuhörer winkt ab. So genau will er es gar nicht wissen, wo ich welches Buch aufgetrieben, wann ich welches Archiv besucht habe. Ihn interessiert etwas anderes.

„Mit euch. Wie ging's weiter? Ihr seid doch wohl nicht nur tanzen gegangen und am Strand spazieren.“

Doch. Tatsächlich. Wir haben das sehr lange gemacht. Das, und nichts anderes. Was soll man auch anderes machen in einer Stadt, in der jeder jeden kennt, zumindest in den Räumen, Gebäuden und Straßen, in denen wir uns bewegten: ein ortsansässiger Literaturdozent, Schriftsteller und Dichter, und eine ausländische Wissenschaftlerin mit einem Forschungsstipendium.

Sehr lange Spaziergänge. Sehr lange Nächte, die wir uns in den Jazzlokalen und Discos um die Ohren schlugen, um in der Dämmerung zum Strand hinunterzugehen.

Alles zu lang. Was wir denn hätten? Ein süßes Geheimnis? Eine kleine Romanze? Ein exotisches Abenteuer, witzelten seine Kollegen, meine Kollegen, seine Bekannten und meine.

„Ich werde seinen letzten Roman ins Deutsche übersetzen“, log ich. „Die Verhandlungen um die Rechte sind noch nicht abgeschlossen. Erzähl es also bitte nicht weiter“, fügte ich nach einer kurzen Pause hinzu, damit sie es weitererzählten. Ich gewöhnte mir an, zu unseren Verabredungen in Ess-

lokalen, Cafés und Musikkneipen immer einen Notizblock und einen Bleistift mitzunehmen, die ich als erstes vor mich auf die Tischplatte legte, nachdem ich Platz genommen hatte.

Es ging sie ja nichts an.

Meinen Zuhörer – der alte Freund, ehemalige Studienkollege ... oder war es doch eine Frau, eine Freundin, eine alte Bekannte? – ging es im Grunde auch nichts an. Die Wochenenden, die wir in einem Ort im Süden verbrachten, in einem kleinen Hotel am Strand. Der Mann, dem es gehörte, war aus dem Ort und fuhr nur selten in die Hauptstadt. Seine Frau kam aus Schweden oder Norwegen, beide hatten mit dem Kultur- und Literaturbetrieb nichts zu tun. Die anderen Gäste waren Touristen aus Skandinavien, Holland und England. Mit anderen Worten: Wir hatten unsere Ruhe und konnten zusammen oder alleine tun und lassen, was wir wollten. Es war schön dort. So schön, dass ich gerne öfter hingefahren wäre, aber er verdiente nicht viel, für ihn war es sehr teuer, und ich durfte ihn manchmal einladen, aber nicht immer. Und da war auch noch seine Arbeit, die Uni, und seine Familie – eine komplizierte Reihe von Besuchen in bestimmten Abständen und Reihenfolgen bei bestimmten Leuten. Was mich betraf, so musste ich mich natürlich in der Stadt, in den Archiven und in dem Institut sehen lassen, ich war schließlich mit einem Forschungsvorhaben und einem Zeitplan, und nicht zu meinem Vergnügen hier.

„Und als du wieder nach Hause geflogen bist?“, fragt mein Zuhörer oder meine Freundin; denn er oder sie weiß, ich musste ja wieder zurück, der Flug war gebucht, wahrscheinlich auch irgendwann das Visum abgelaufen, das Geld ausgegeben, die Forschungen abgeschlossen.

„Wir haben uns geschrieben“, sage ich und zünde mir noch eine Zigarette an. Die Luft riecht interessant nach abgebranntem Streichholz, dann verfliegt der Geruch und es riecht wieder nach Zigarettenrauch und nach Meer.

Wir haben uns geschrieben und gemailt, ein paar Mal rief ich ihn in seinem Büro in der Uni an, aber wir hatten keine Vorstellung davon, was aus uns werden sollte und so. Deshalb ging es zwischen uns hauptsächlich um sein Buch, das ich jetzt tatsächlich übersetzte, für einen Verlag, dem ich es angeboten hatte und der es in Deutschland herausbringen würde. Wir sprachen über dieses Buch und meine Übersetzung, über Tagesgeschehen und Neuerscheinungen, über Ausschreibungen und Politik.

Er war verheiratet, lebte aber getrennt. Sie hatten ein Kind und diskutierten noch, ob sie wieder zusammenziehen oder sich scheiden lassen wollten. Er hatte es mir an jenem ersten Abend erzählt, noch in der Bar, nach der Lesung. Ich fragte ihn nie nach seiner Frau, oder Noch-Frau, oder Beinahe-Exfrau; ich dachte, er würde es mir schon von sich aus sagen, wenn sich irgendetwas änderte.

Es zog sich hin. Ich hatte seinen Roman fertigübersetzt, wir stellten nun fermündlich und elektronisch eine Sammlung von Kurzgeschichten zusammen, die der gleiche deutsche Verlag herausbringen wollte.

Eines Tages dann erhielt ich plötzlich einen richtigen Brief, lila Tinte auf hellblauem Luftpostpapier, in dem er mir mitteilte, dass er ein Stipendium erhalten würde, von dem er mir nie etwas geschrieben hatte. Dass er in meiner Stadt leben würde und ob ich ihn dann und dann vom Flughafen abholen könne. Dass er ein Zimmer in einem Studentenwohnheim

zugesagt bekommen habe und dass er inzwischen geschieden sei. Seine Frau werde demnächst wieder heiraten, das Kind wolle sie behalten und er müsse dringend das Land verlassen, weil seine Mutter und seine Schwestern bereits begonnen hatten, sich nach einer neuen Frau für ihn umzusehen. Er erwähnte mit keinem Wort, dass er sich danach sehnte, mich endlich wieder in die Arme zu schließen und wenn ich ehrlich bin, war mir in dem Moment auch nicht unbedingt danach. Ich hatte gerade das leidenschaftliche Ende einer halberzig angefangen Beziehung hinter mir. Ich verspürte kein Bedürfnis, mich gleich in die nächste zu stürzen.

### 3

Wir trafen uns regelmäßig. Ich zeigte ihm die Stadt, in der ich und nun auch er wohnte, und ein paar andere. Wir fuhren zusammen in die Stadt, in der sein Verlag war, verhandelten Seite an Seite mit dem Verleger, aber wir waren praktisch in das Stadium von jener ersten Zigarette zurückgekehrt, und so blieb es auch, bis es geschah.

„Bis was geschah?“, fragt mein Gegenüber, der – oder die – schon länger darüber nachdenkt, was ich ihm – oder ihr – wohl alles verschweige, und sich dabei in fragwürdigen Träumereien verliert; oder, nicht weniger wahrscheinlich, sich langweilt und hofft, dass bald etwas Abwechslung in die Geschichte kommt.

„Bis was geschah?“, wiederholt er die Frage, als hätte er es beim letzten Mal zu leise ausgesprochen, noch einmal, lauter. Ich hatte es natürlich schon beim ersten Mal gehört. Natürlich habe ich keine Lust, es zu erzählen. Hier. Ihm. Oder ihr. In

diesem Café. Keine Lust, die Bilder in meinem Kopf durchzugehen und zwischen ihnen nach Wörtern zu suchen.

„Du, tut mir leid, aber ich hab echt keine Lust, das jetzt zu erzählen. Das, was dann passiert ist. Es war nicht schön.“ Ich nehme die Tasche auf den Schoß, in der ich meine Schlüssel mit mir herumtrage, Notizbuch und Bleistift, Zeitung und Sonnencreme, Badeanzug und Handtuch und alles, was ich sonst noch bei meinen Streifzügen über die Insel mitschleppe, und suche nach meinem Geldbeutel. Der Kellner, der mich, an den Türrahmen gelehnt, schon eine geraume Weile beobachtet hat, kommt herüber, das Portemonnaie in der Hand. Das ist gut so. Wenn er nicht so schnell gewesen wäre, hätte ich es mir vielleicht anders überlegt, mich hinreißen lassen und alles erzählt. Ich hatte gerade gemerkt, dass ich neugierig darauf war zu wissen, wie es sich anhört, als Geschichte. Ich glaube, ich würde mir zuhören dabei, während ich es erzähle, so als hätte es mit meinem Leben nichts zu tun und als sei es anderen, Fremden, passiert. Und genau das will ich nicht, mich so anlügen und tun, als ob es nicht wahr wäre, während ich gleichzeitig weiß, dass da noch Beeinträchtigungen sind, wie die Ärzte sagen, schmerzende Narben, und Alpträume in der Nacht.

Deshalb stehe ich auf, sage „Tschüss“, und: „Wir sehen uns bestimmt noch mal, wenn du hier auf der Insel noch ein paar Wochen Urlaub machst“, drehe mich um und überlege auf dem Nachhauseweg, wie ich mich wohl beim nächsten Mal verhalten werde.

Nein, natürlich würde ich nicht alles erzählen. Oder doch? Alles? So richtig von Anfang an?

Er trug Tag und Nacht eine Sonnenbrille und sah damit ungefähr genauso aus wie alle anderen Jungen des Viertels, die in etwa sein Alter und seine Statur hatten: groß und schlank in

einer Stadt, in der die meisten Menschen, und so gut wie alle jungen Menschen, groß und schlank waren. Und schwarz. „Wie eine Pflaume in der Milch“ lautet die einheimische Bezeichnung für den höchsten Grad an Schwärze, den menschliche Haut haben kann. Er war etliche Nuancen heller. Eine Frisur, die mich an Angela Davis erinnerte, vermutlich aber eher von Jimi Hendrix inspiriert war. Immer den Kamm in der Hüfttasche, wie die Jungs, die ich früher im Jugendheim getroffen hatte, als ich noch zur Schule ging. Nur dass sein Kamm weniger und längere Zinken hatte. Gabardinehosen, als bei uns Jeans in waren. Eine Jeansjacke, als bei uns alle schwarze Lederjacken trugen. Aber das spielte keine Rolle, denn ich hatte ihn nicht bei uns kennengelernt, sondern dort bei sich, in jener Stadt, in der er aufgewachsen war und in die ich gekommen war, weil ich die Welt verbessern wollte. Praktisch. Nicht nur durch Unterschriftenlisten und so. Sondern mehr so richtig, spontan und direkt.

Ich hatte mich über irgendeine Jugend-Entwicklungs-Friedens-Austausch-Sühne-Nächstenliebe-Organisation als Volontärin für ein Projekt beworben. Ich bekam zu meinem großen Erstaunen einen Platz, durfte auf eigene Kosten anreisen und verbrachte eine mir schier endlos erscheinende Kette von Abenden damit, vor Leuten, die ich nicht verstand und die mich nicht verstanden, mit Kreide Buchstaben auf eine Tafel zu malen. Tagsüber ging ich zum Strand oder blieb in dem Hof des Hauses, in dem ich ein Zimmer gemietet hatte, lernte aus Büchern Französisch, schwitzte und langweilte mich.

Er wohnte in dem Viertel und war gerade mit der Schule fertig oder schon arbeitslos und gewöhnte sich an, mich regelmäßig zu besuchen, um mir das Land zu erklären, „pour t’expliquer le pays, quoi!“ Er war kein besonders gutaussehender Junge, zu schlaksig, im Gesicht zu viele Knochen und

zu viele Zähne, wenn er lachte, und viel zu selbstbewusst, um wirklich sympathisch zu wirken. Doch im Gegensatz zu mir konnte er ausgezeichnet Französisch und ich hatte selten etwas Besseres zu tun. Also unterhielt ich mich mit ihm, oder besser: Ich hörte ihm zu.

„In ein paar Jahren werde ich Millionär sein“, prahlte er des Öfteren.

Ich fragte mich, wie wohl. Sein Vater war eine untergeordnete Charge bei den Wasserwerken. Was ihn selbst betraf, so konnte er, soweit ich das zu beurteilen vermochte, nichts besonders gut, außer natürlich Französisch. Und reden.

„Wenn ich Millionär bin“, fuhr er dann immer fort, „werde ich eine Armee aufstellen und bewaffnen. Und dann mache ich eine große Revolution.“

„Wofür? Wogegen?“, fragte ich einmal und erntete damit nur mitleidige Blicke. Wie konnte man nur so naiv und unpolitisch sein!

„Für die Armen und gegen die Reichen. Für Afrika. Gegen Frankreich, England und die USA. So wie Hitler.“

Ich geriet ziemlich aus der Fassung darüber, dass er sich so selbstverständlich und lässig eines Namens bediente, den man dort, wo ich herkam, nur inmitten von Massen von Entschuldigungen in den Mund nahm, um ihn möglichst schnell wieder auszuspucken, pfui Teufel!

„Warum wie der? Er hat nicht für Afrika gekämpft, weißt du?“, entgegnete ich so kühl, wie ich konnte, und so, dass ich den Namen nicht aussprechen musste.

„Weil er es den Franzosen, den Engländern und den Yankees so richtig gezeigt hat.“

„Bist du verrückt? Weißt du, was der mit dir gemacht hätte, wenn du damals in Deutschland gewesen wärst?“

Nein, er wollte es lieber nicht so genau wissen, vermutlich hatten sie es ohnehin in der Schule durchgenommen; was mich betraf, so wäre es das letzte gewesen, was ich jemandem freiwillig erklärt hätte. Deshalb wechselten wir an dieser Stelle in geheimem Einverständnis das Thema. Ich, indem ich ihn etwas fragte, über das Land, und er, indem er mich um eine Zigarette bat, vielmehr: mir befahl, ihm eine zu geben. Ich fand beides unverschämt, den Ton ebenso wie die Häufigkeit, mit der er seine Forderung stellte, aber es hätte mich wahrscheinlich sehr verletzt, hätte er es an irgendeinem Tag nicht getan.

Einmal jagte er mir einen furchtbaren Schrecken ein.

„Hast du die Nachrichten gehört?“, rief er, kaum dass er mich in dem Liegestuhl unter dem Mangobaum, meinem Stammplatz im Hof, entdeckt hatte.

„Was ist los?“, fragte ich, erstaunt, dass er, der so viel Wert auf eine höfliche Begrüßung legte, sie heute vergaß.

„Die Rote Armee hat Deutschland überfallen!“

Dieses Mal gelang es ihm wirklich, mich zu beeindrucken. Mir blieb für einen Moment die Luft weg. Die UdSSR. Deutschland. Das Unwahrscheinlichste war eingetreten, die lächerlichste Drohung des Kalten Krieges war Tatsache geworden. Ich stellte mir vor, nicht mehr dorthin zurückkehren zu können, wo ich hergekommen war, und fand den Gedanken furchtbar, beinahe schon schmerzlich. Ich hatte nicht geglaubt, dass ich dieses Land vermissen würde.

24 Minuten später stürzte ich zum nächsten Radioapparat und wiederum zwei Minuten später verspürte ich die größte Erleichterung meines bisherigen Lebens: nicht die Rote Armee hatte Deutschland überfallen, sondern die RAF (die Rote Armee Fraktion, wohlgermerkt, nicht die Royal Air Force) irgendein Amtsgebäude, oder eine Kaserne. Ich erklärte ihm